

Stefanie Schüler-Springorum

Laudatio für Carolin Emcke

Wir ehren heute – so heißt es in der Begründung des Carl-von-Ossietsky-Preises – mit Carolin Emcke eine engagierte Stimme der Aufklärung und der Humanität, wir ehren sie für ihr Engagement gegen Hass und Ausgrenzung. Und das ist auch richtig so. Aber dennoch möchte ich diese Laudatio aus einer anderen Perspektive beginnen und zunächst nicht sprechen über die promovierte Philosophin, die bewunderte Kriegsreporterin, die vielgelesene Autorin, die neugierige Kuratorin, die aufmerksame Moderatorin, kurzum, die preisgekrönte Intellektuelle. Ja, dies alles ist Carolin Emcke, aber sie ist auch etwas ganz anderes, Bodenständiges, nämlich eine wunderbare Gastgeberin und Freundin. Ein paar Getränke, ein paar argentinische Empanadas und vielleicht noch Oliven, Nüsse und Käse, vor allem aber eine bunte Mischung von Menschen, die sich oftmals untereinander nicht oder kaum kennen – dies sind die bewährten Zutaten für prä-pandemische Zusammenkünfte, die manchmal überschäumend Bücher oder Preise feiern, manchmal Trost spenden in düsteren Zeiten oder die Zeitläufte überhaupt erst einmal verstehen helfen.

Ab und zu wird daraus dann ein ganz besonderer Abend, bei dem neue Freundschaften entstehen, Projekte entworfen, Zukünfte geträumt werden. Damit Sie mich nicht falsch verstehen: Es soll hier nicht das romantische Wunschbild des aufklärerischen Salons um 1800 heraufbeschworen werden, den es so ohnehin kaum und wenn, dann nur sehr kurz gegeben hat. Es geht mir vielmehr darum, auf das „Talent für die Freundschaft“ hinzuweisen, das Carolin Emcke auszeichnet, auf ihr Talent dafür, Menschen zusammenzubringen, zu aktivieren und zugleich Räume für Gespräche zu schaffen, nicht nur auf der großen Bühne, sondern auch und gerade, gemeinsam mit ihrer Lebensgefährtin Silvia Fehrmann, am heimischen Tisch.

Und ich stelle diesen heimischen Tisch an den Anfang, weil ich glaube, dass er zwei Eigenheiten zu erklären hilft, die das Wirken von Carolin Emcke so besonders, fast möchte man sagen einzigartig machen: Ja, sie ist eine engagierte Journalistin und Publizistin, aber sie ist dies stets aus einer radikal subjektiven Perspektive, die sie in ihren Texten explizit macht. Carolin Emcke schreibt immer in der ersten Person, sie bringt sich selbst in die Texte ein, mit

ihrer Lebensgeschichte, ihren Erfahrungen und Begegnungen. Dies gilt für ihre langjährige Kolumne in der Süddeutschen Zeitung ebenso wie für das gerade erschienene *Tagebuch in Zeiten der Pandemie*. Und es ist genau diese sehr weitgehende Individualisierung ihres Schreibens, die, so denke ich, ihren großen Erfolg ausmacht. Hier spricht eine Autorin zu uns, die uns nicht belehren will, sondern die zunächst einmal ihre eigene Glaubwürdigkeit unter Beweis stellt, da sie selbst einbringt, was sie von uns allen als Grundlage jedweden Nachdenkens einfordert: Das aufmerksame Zuhören, das genaue Beobachten und die selbstkritische Reflexion – und klar, ein wenig Belesenheit, ein wenig begleitende Lektüre kann dabei nie schaden, darauf komme ich später noch zurück. Empathie, so können wir in ihren Texten wieder und wieder nachlesen, entsteht erst durch diese skrupulöse Genauigkeit in der Kommunikation und ist zugleich die Voraussetzung dafür: Empathie und jene unendliche Neugier für Menschen und von Menschen gemachte Verhältnisse, good and bad, die Carolin Emcke auszeichnet.

Es ist daher, so glaube ich, alles andere als ein Zufall, dass ihr erstes Buch *Von den Kriegen* aus Briefen an Freundinnen und Freunde entstanden ist, die sie in ihren ersten Jahren als Kriegsreporterin aus all jenen Gegenden der Welt sandte, die die meisten von uns nur aus den Horrormeldungen der Abendnachrichten kennen. Es ist das in Briefen bewahrte, imaginäre Gespräch mit vertrauten Menschen, das es erlaubt, die eigene Beobachterinnenrolle kritisch zu prüfen und über die *Stumme Gewalt* des Krieges und des Terrors zu reflektieren und dann, in einem zweiten Schritt, auch darüber zu sprechen, es auszusprechen: *Weil es sagbar ist*. Die drei Bücher, die ich hier aufgerufen habe, das „Kriegsbuch“, das *Nachdenken über die RAF* und die Sammlung von Essays *Über Zeugenschaft und Gerechtigkeit* gehören daher für mich zusammen: Sie alle reflektieren das Verhältnis von Trauma und Sprache, von Gewalt und den möglichen Reaktionen darauf – und in allen dient die Biographie der Autorin als Fluchtpunkt: sei es als Augenzeugin von Kriegsgewalt, als Patentochter Alfred Herrhausens oder als promovierte Philosophin: Wie kann aus Zuhören und Zeugenschaft eine über das Individuelle hinausreichende Empathie entstehen, mittels derer es vielleicht, hoffentlich gelingen könnte, die Spiralen von Gewalt, Hass und Gegengewalt aufzubrechen? Mittels derer man das traumatisierte Schweigen überwinden könnte, das nicht nur die Menschen versehrt, die davon betroffen sind, sondern auch die Gesellschaften, die es zulassen oder – um des lieben Friedens willen – gar gutheißen. In der ersten Dekade unseres Jahrhunderts waren dies Themen, die vor allem aus

fernen und zerstörten Ländern zu uns zu kommen schienen oder lediglich die als vereinzelt wahrgenommenen Opfer terroristischer Gewalt betrafen, sei es der RAF, sei es der Baseballschlägerjahre der Neunziger, des NSU der 2000er Jahre. Vor einigen Jahren hat sich dies geändert: Plötzlich wurde der brutale Rassismus, der sich 2015 gegen Geflüchtete austobte, zu einem Medienthema, und dies nicht zuletzt vermutlich deshalb, weil, anders als noch zehn Jahre zuvor, Handys ihn nun filmen und verbreiten können – die Attacke in Erfurt Ende April dieses Jahres ist nur das letzte Beispiel einer Lawine gewalttätigen Hasses, die nun, langsam, sehr langsam, auch als politisches Problem für das ganze Land erkannt wird. Carolin Emcke hat dem schon 2016 ihren Aufruf *Gegen den Hass* entgegengesetzt, in dem sie einen Schritt weitergeht und der wie immer präzisen Analyse der Mechanismen von Feindschaft einen Aufruf zur Verteidigung des Gegenteils, der unordentlichen, lustvollen, demokratischen Vielfalt entgegensetzte.

Es ist diese lustvolle, neugierige Vielfalt, die das Wirken von Carolin Emcke auch ganz konkret auszeichnet: Sie begnügt sich nicht mit klugen Büchern, Essays und Kolumnen, sondern sie probiert sich selbst und die Themen, die ihr am Herzen liegen, auf der Seele brennen, in immer neuen Formen und Formaten aus: So sucht sie das offene Gespräch mit Podiumsgästen und Publikum im *Streitraum* der Berliner Schaubühne, einem monatlichen Diskussionsforum, auf dem – nomen non est omen – nicht die üblichen Widersacher aufeinandergehetzt werden, sondern im gemeinsamen Gespräch die Erkenntnis aller gefördert werden soll. Es gibt in diesem Land nur wenige Beispiele für ein derartiges und vor allem derart erfolgreiches Veranstaltungsprofil: In wenigen Jahren feiert der Streitraum seinen 20-jährigen Geburtstag! Ähnlich eingeübt sind die verschiedenen Kooperationen mit dem Haus der Kulturen der Welt, wo Carolin Emcke als Kuratorin neue Vermittlungswege für jene Themen suchen kann, die sich auf der Schnittstelle von Politik, Kunst und Wissenschaft in der globalisierten Welt bewegen – für ihre Themen also: Hundert Jahre nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs loteten die mit Valentin Groebner gemeinsam kuratierten Thementage *Krieg erzählen* die Möglichkeiten von Literatur, Film und Zeitzeugnissen dazu aus und im Herbst dieses Jahres wird das Ergebnis eines in Zusammenarbeit mit Manuela Bojadžijev entstandenen Projektes der Öffentlichkeit vorgestellt werden: Das *Archiv der Flucht*, das nicht nur eine zum Teil schlicht atemberaubende Intervention in aktuelle Migrationsdebatten darstellt, sondern auch einen in dieser Form hierzulande bislang

einzigartigen historischen Korpus geschaffen hat, von dem, so hoffe ich, meine Berufskolleginnen – und nicht nur die – noch Jahrzehnte zehren werden.

Dass das Private politisch ist, wissen wir. Und dass es nicht nur darum gehen kann, andere zum Sprechen zu bringen, sondern dass man dies zuallererst selbst tun muss, dafür steht Carolin Emcke sehr bewusst mit ihrer eigenen Person und Lebensgeschichte ein. Denn ihr biographischstes Buch *Wie wir begehren* trägt zwar den Plural im Titel, aber auch hier geht der Weg zum Wir über die Reflexion der eigenen Entwicklung, der eigenen Suche nach jener Form der Liebe, die glücklich macht. Ganz ähnlich sollte einige Jahre später ihre Auseinandersetzung mit dem Sprechen über Lust und Sexualität in Zeiten von „Me too“ funktionieren, mit der sie sich in einer Art essayistischen Performance ganz allein dem Theaterpublikum stellte: *Ja heisst Ja und...* Und manchmal heißt es auch NEIN: nein zu der Heuchelei, die bis heute, aller Liberalität und allen Gesetzen zum Trotz, im Umgang mit Homosexualität immer noch herrscht, und dies nicht nur im Fußballstadion oder in der Theater- und Filmbranche. Als Carolin Emcke in ihrer Dankesrede anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels laut nachfragte, wie es denn sein könne, dass sie in der Paulskirche Reden halten dürfe, aber nicht heiraten oder Kinder adoptieren, war eine mannigfaltige Anspannung im Raum zu spüren, die sich in großem Beifall, aber auch in nicht ganz wenigen, eisern verschränkten Armen entlud. Immer noch.

Daher braucht es immer wieder diese lauten Worte, aber es braucht zugleich das erst in vielen Gesprächen langsam entstehende Vertrauen, das sich die Journalistin erarbeitet hat, wenn sie das Coming Out Einzelner oder innerhalb ganzer Berufsgruppen begleitet. Und damit wären wir wieder beim heimischen Tisch angelangt, an dem viele, nicht alle dieser öffentlichen Projekte und Kontakte entstanden sind, und bei der tiefen Überzeugung, die Carolin Emcke schon in ihrer Dissertationsschrift zum Ausdruck gebracht hat: „Ich glaube immer noch daran, dass wechselseitige Perspektivenübernahme und Respekt möglich und nötig sind – und wir als Individuen nur im Dialog mit anderen uns überhaupt entdecken und verstehen können.“

Aber, damit keine Missverständnisse aufkommen: Das Leben als *Public Intellectual* ist nicht nur vielfältig und aufregend, es besteht nicht nur aus klugen Debatten mit interessanten Menschen und guten Empanadas – es ist auch und vor allem: Arbeit. Allein, um diese vielen

Bälle gleichzeitig in der Luft zu halten, die Kolumnen und Lesungen, Auftritte und Interventionen – und dies alles in drei Sprachen! – dafür bedarf es eines hohen Maßes an Disziplin. Denn erst einmal müssen die vielen Zeitungsartikel und Bücher auch gelesen und verarbeitet werden, wenn man nicht, wie heute mehr und mehr üblich, auf Twitter- bzw. Klappentextniveau diskutieren will. Ich persönlich kenne niemanden, der sich so intensiv, so detailversessen allein auf Moderationen vorbereitet, der so genau schon im Vorfeld nachfragt, andere Herangehensweisen oder disziplinäre Logiken verstehen will, Themen gedanklich hin und her wendet, bevor sie im wahrsten Sinne des Wortes spruchreif sind. Und wenn dies schon für Gesprächsleitungen gilt, dann mag man sich die Entstehung einer wöchentlichen Kolumne gar nicht erst vorstellen.

Nun gut, all dies sollte zumindest zum Arbeitsalltag all jener Kolleginnen und Kollegen gehören, die mit intellektuellem Anspruch schreibend und sprechend im öffentlichen Raum intervenieren wollen. Aber Carolin Emcke zahlt auf einer anderen Ebene einen hohen Preis für ihre öffentliche – selbstgewählte – Rolle, und dieser Preis hat mit ihrer spezifischen Schreibweise zu tun, bei der, wie gesagt, das Persönliche und Private auch Teil des Nachdenkens, Teil der Argumententwicklung ist. Ein solches Vorgehen, eine solche Öffnung macht angreifbar und verletzlich. Ihr ist dies natürlich klar und sie ist dieses Risiko ganz bewusst eingegangen, vor allem bei ihrem Buch über das eigene, homosexuelle Erwachsenwerden. Damals, 2012, scheint der liberal-demokratische Schutzschild noch gehalten zu haben, schließlich kannte man ja schon schwule Bürgermeister und sogar Vizekanzler. Deutschland war ein modernes, aufgeklärtes und tolerantes Land, dachte man. Es ist in der Rückschau umso erschreckender, wie ungeheuer rasch sich das soziale Klima nur wenige Jahre später geändert hat, angefangen, man vergisst dies heute leicht, mit PEGIDA 2014 und nicht mit „den Flüchtlingen“ 2015. Natürlich, wir wissen es alle, hat dies auch mit jenen technischen Innovationen zu tun, die es allen ermöglicht, jegliche schlechte Laune sofort in die Welt hinauszukotzen. Aber dennoch, was Carolin Emcke als Reaktion auf *Gegen den Hass* und nach der Verleihung des Buchpreises entgegenschlug, ging weit über das übliche Gehetze von ganz rechts hinaus. Es war eine beispiellos toxische Brühe aus Häme, Zynismus und Frauenverachtung, die da über eine Frau ausgegossen wurde, die es wagte, klug und anders zu schreiben und damit auch noch gelesen und gehört wurde. Dass sich daran auch zahlreiche Journalistenkollegen beteiligten, spricht für ein gehöriges Maß an simplem Neid, aber das macht es keineswegs besser. Ich frage mich seitdem, was es über ein

Land aussagt, in dem das Wort „Gutmensch“ zum Schimpfwort mutiert ist. Oder, um endlich Carl von Ossietzky zu zitieren: „Kein System kann sich halten, das Güte, Toleranz, Wertschätzung des Menschenlebens als ‚liberalen Humanitätsdusel‘ verlacht.“

Damit wären wir am Ende beim Namensgeber jener Auszeichnung angelangt, die heute verliehen wird. Bei einem solchen, namentlichen Preis liegt es nahe, und als Historikerin allemal, den Namensgeber und die Preisträgerin irgendwie in Beziehung zueinander zu setzen, und sei es um eines schönen Redeabschlusses willen. Allein, in diesem Fall verweigert sich die historische Realität eines solchen eleganten Schlenkers. Carl von Ossietzky wurde von deutschen Faschisten über viele Lagerjahre langsam zu Tode gequält. Und selbst zu Zeiten der Republik, als er seine erste Haftstrafe in Berlin-Tegel antrat, war diese schon unterhöhlt von jenen ökonomischen und politischen Einflussgruppen, die schließlich seine Folterer an die Macht brachten. Aber dennoch: Dieses, sein Ende war, in dieser Form, selbst Anfang der 1930er Jahre nicht abzusehen. Noch gab es einen halbwegs funktionierenden Rechtsstaat, Anwälte, öffentliche Solidarität. Und Ossietzky reagierte darauf nach dem Schuldspruch im Weltbühne-Verfahren mit den sicher schon oftmals zitierten Worten: „Wenn ich an dieser Stelle Allen, die sich mit uns solidarisch erklärt haben, den Kampf um Meinungsfreiheit weiterzukämpfen, unsern herzlichsten Dank ausspreche, so bin ich mir bewusst, dass darin ein Versprechen an die Zukunft liegt, das gehalten werden muss.“

Dieses Versprechen gilt noch heute und es muss auch in der Demokratie täglich neu eingelöst werden, wenngleich auf völlig andere Art und Weise, als Ossietzky sich dies 1931 vorstellen konnte. Jemand wie Carolin Emcke macht sich heute durch ihre radikale Subjektivität und ihr geradezu störrisches Ethos angreifbar, sie weiß das und macht es trotzdem. Sich nicht einschüchtern zu lassen von hasserfüllten Lügen, von arrogantem Geplapper und wohlfeiler Verachtung, dazu gehört heute Mut. Es ist ein völlig anderer Mut, denn die Angriffe zielen ja nicht auf Leib und Leben, wohl aber auf die öffentliche Bloßstellung, auf das Verlachtwerden vor einem Millionenpublikum, mit dem Ziel, genau diese Stimme zum Schweigen zu bringen – eine sehr moderne Form des Sozialen Todes. Wie dem zu begegnen sei, das haben schon vor Jahrzehnten die Schweizer Ethnologen und Psychoanalytikerinnen Mario Erdheim und Maya Nadig für einen anderen Kontext

beschrieben, aber ihr Fazit besitzt für mich bis heute Gültigkeit. Am Ende, so schreiben sie, helfen „dann nur die im Alltag eingebetteten Freundschaften“.

Diese gibt es, nicht nur am heimischen Tisch, sondern an vielen Orten auf der Welt, wo diese Preisverleihung an Carolin Emcke heute zwar nur virtuell, aber mit Sicherheit groß gefeiert wird. In diesem Sinne: Auch von meinem Schreibtisch ein herzlicher Glückwunsch!

Berlin, Mai 2021

Dieser Text ist urheberrechtlich geschützt. Der Nachdruck und jede andere Art der Vervielfältigung als Ganzes oder in Teilen, die urheberrechtlich nicht gestattet ist, werden verfolgt. Anfragen zur Nutzung der Reden oder von Ausschnitten daraus richten Sie bitte an: ossietzky-preis@stadt-oldenburg.de.